

Mondverschwistert

*Mondverschwistert will ich für sie wachen
Singende von Schüssen überschrien*
(Stephan Hermlin: Triolett für diese Namen.
Sinn und Form, 1949, Heft 2)

– Im Gedenken an Stephan Hermlin. –

Wir sind uns früh begegnet und haben uns nie richtig gesprochen. Es blieb bei sporadischen Begegnungen, gleichsam zwischen Tür und Angel; eine sich im März bietende Gelegenheit, dies zu ändern, blieb, einer Reise wegen, ungenutzt; ich ahnte nicht (und hätte es doch wissen sollen), daß so wenig Zeit blieb. An unser erstes Gespräch, kurz wie alle, erinnere ich mich genau, wie auch an jedes der folgenden; es ergab sich 1954 in der neuerbauten *Berliner Volksbühne*, wo ein erschütternder Film über die Verbrechen des Hitlerregimes gezeigt worden war. Hermlin fragte mich in einem Vorraum des Theaters, was ich läse, und da ich gerade in den „Hyperion“ vertieft war, sagte ich ihm das und fügte hinzu, daß ich verwundert sei, wie politisch dieses Buch sei. Ich glaube, er hörte es mit Wohlgefallen. Unser vorletztes Gespräch begab sich im März 1996 im *Berliner Ensemble*; Hans Mayer hatte eine Gedenkrede auf Heiner Müller verlesen lassen; danach versammelte man sich in dem verwaisten Intendantenzimmer. Ich hatte mich einige Monate zuvor in die Historie der deutschen PEN-Spaltung vertieft und fragte Hermlin, warum er – und andere auf seiner Seite – damals in Düsseldorf, vor der Abspaltung eines Großteils der westlichen Mitglieder von dem PEN-Zentrum Deutschland, den Tübinger Philosophen Hermann Friedmann als Präsidenten abgewählt hatten, obschon dieser in dem Flügelstreit um J.R. Becher eine vermittelnde Position einzunehmen versucht hatte. Er wußte es nicht mehr, er konnte nur mutmaßen. Ein Wort gab das andere, er kam, lebhaft und fesselnd, über vieles ins Erzählen. „Sie müssen Ihre Memoiren schreiben!“ war meine Mahnung, meine Ermunterung. Er winkte ab:

Das werde ich nie tun!

Ein halbes Jahr später kam ein Angriff, der die biographische Recherche zum polemischen Instrument verkehrte und ihren mit den Bleigewichten des Hasses beschwerten Autor dadurch um den Ertrag von Erkundungen brachte, die sehr viel genauer hätten sein müssen, um wirklich aufschlußreich zu sein. Wider besseres Wissen gab er sich die Miene, als habe Hermlin jene Memoiren geschrieben, die er seinen Lesern just vorenthalten hatte, und in einem Text, der autobiographisch war, ohne eine Autobiographie vorzustellen (er gehörte einem schwebenden und völlig originalen Genre an), in wesentlichen Punkten Unwahres gesagt. Er fand Redaktionen, Lektorate, sogar Leser, die ihm das abnahmen; eine sich entlang längst überholter Frontlinien bewegende Wahrnehmung versagte vor einem Mann, der die Unteilbarkeit der deutschen Kultur gegen Dogmatiker und Sektierer im eigenen politischen Lager allzeit hochgehalten hatte. War die so gewonnene Autorität seine eigentliche Sünde? Die Replik auf eine Insinuation, von der Lothar Baier schrieb, das Absurde an ihr sei, daß sie den Mitlebenden, dem sie gelte, wie ein Ding, einen Gegenstand behandle, stellt sich nun als Hermlins vorletzter veröffentlichter Text heraus. (Der letzte ist das Vorwort zu einer Neuauflage seines Buches *Lektüre*.) Sie war schneidend und souverän, doch läßt sich denken, wie die Plumpheit des Angriffs auf seine seit langem schwindenden Kräfte gewirkt haben mag. Seine Fähigkeit, Widerspruch zu wecken, entsprach derjenigen, ihn anzumelden; von dem hohen und

edlen Roß einer Sprachkunst, die, wenn sie sich dichterisch bekundete, viel von Hofmannsthal an sich hatte (dieser Chemnitzer, der früh Berliner geworden war, zeigte sich eigentümlich österreichisch geprägt), wußte er Schwert und Lanze zu führen. „Ob man zustimmt, ob man opponiert“, schrieb ich zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag,

man kann nicht weghören, wenn Hermlin das Wort nimmt. Das Pathos, das ihn treibt, ist nicht erschlichen und wird nie ornamental, es ist authentisch. Wie in jedem originären Künstler steckt auch in ihm ein Terrorist. Dies auch von Generations wegen, als die Mitgift einer Jugendzeit, in der Revolution und Gegenrevolution zwei mit Gewalt besetzte Alternativen waren, die alles wollten und ins Nichts führten. Man wurde terroristisch, um sich des Gegners zu erwehren, der sich im gleichen Fall fühlte; Freund und Feind, Sieg und Niederlage waren die Kategorien, mit denen man der Welt und sich selbst beizukommen vermeinte. Alle zusammen aber waren Terroristen, weil sie um den Verlust Gottes trauerten, dessen Tod ihnen von Marx und Nietzsche eingehämmert worden war. Die diesseitigen Götter, denen sie sich statt dessen beugten, forderten Opfer, deren sich die jenseitigen, nun verstoßenen längst entwöhnt hatten. Als der siegreiche dieser Götter starb, widmete ihm Hermlin Trauersätze, deren Sprache völlig sakral war; instinktiv identifizierte er den Tod Cäsars mit dem des Messias. Drei Jahre später fiel auch er aus den Wolken; er schrieb ein Sonett, das Hoffnung, ‚der Zukunft Prosodie‘, zu retten versuchte und um das Wort Liebe kreiste:

Nie reimt sich Liebe auf Beflissenheit,
und liebend gibt sich Liebe keine Blöße.
Sie scheitert, doch sie meint Gemeinsamkeit.

Bald darauf beschloß er, ein Dreiundvierzigjähriger, sein lyrisches Œuvre. Die Prosa blieb sein Feld, und wie nachmals Heiner Müller, mit dem ihn noch anderes verbindet, trainierte er die Fähigkeit, dem Anspruch der Form in die Freiheit der ungebundenen Rede zu entrinnen, wie das Interview, das Rundfunkgespräch, das Statement sie eröffnen. Die Politik als Erholung von der Stringenz des Kunstwerks. Zugleich: die Politik als Fortsetzung des Kunstwerks mit andern Mitteln. Es ist ihm oft andersherum ausgelegt worden.

Zu der Idee des Großen Ordens und des schrecklichen Gottes gehört die der Erwählung. Sie spielt bei Hermlin in vier Dimensionen, die einen spannungsvollen geistigen Raum bilden: die Erwählung als Künstler, als Kommunist, als Deutscher und als Jude. Der hohe Ton, der ihm zu Gebote steht, bindet viele Saiten. Aber er war nie auf ihn fixiert. Die Dichtung Stefan Georges hat seine Verskunst mannigfach beeinflusst. Aber er ist kein kommunistischer George geworden; dazu hatte er zuviel Sinn für Widersprüche.

Vielleicht hätte ich damals besser gesagt: als Deutscher jüdischer Herkunft. Stephan Suschke gegenüber hat sich der Achtzigjährige seines Exil-Aufenthalts in Palästina erinnert; das sei ein erstaunliches Land, sagte er, „und ein winziges Land“.

Man fährt mit dem Omnibus durch eine Stadt, eine kleine Stadt, und da steht dann plötzlich: Nazareth. Und dann fährt man durch eine andere kleine Stadt und da steht: Bethlehem – Haus des Brotes. Was an jüdischer Kultur immer für mich hochbedeutsam war und bis heute geblieben ist, das ist und bleibt die Bibel. (Sinn und Form, 19951 Heft 2, S. 233)

Ein Deutscher mit jüdischen Wurzeln wird nach Palästina vertrieben und nimmt es mit den Augen seiner christlichen Erziehung wahr – auch mit diesem Bekenntnis, seiner Weigerung, sich durch den

militanten Antisemitismus zu etwas ernennen zu lassen, was er nicht war, hat Hermlin wider die Normative eines Zeitgeists verstoßen, der sich darin übt, dasselbe mit angeblich positivem Vorzeichen zu tun.

Stephan Hermlin war ein zarter und empfindsamer Mann; seine Verschlossenheit, auch seine Attitüden, hatten hier ihre Wurzel. Er war wehrhaft und wehrlos zugleich; das Alter milderte seinen Hang zum Absoluten. Dieser Schutzbedürftige, der sich eindrucksvoll versteifen konnte, hat immer wieder als Schutzgebender gewirkt: „Ich hatte“, sagte er in dem aufschlußreichen Gespräch mit Stephan Suschke, „den naiven Glauben von früh an, und der ist mir auch geblieben, daß man durch sein Eintreten für bestimmte Leute, ihre Verteidigung, viel erreichen kann.“ Man hat ihn gelegentlich mit Ernst Jünger, dem um zwanzig Jahre Älteren, verglichen, dem er – auch jenes *Sinn-und-Form*-Gespräch bezeugt es – einen kenntnisreichen Respekt entgegenbrachte. Wie Jünger zu den geistigen Urhebern der deutschen Westrepublik zählte, der er (in „Der Friede“, seinem Manifest von 1943/1945) das konservative Programm und (in „Strahlungen“) die vielseitig verwendbare Irr-Rede vom „Weltbürgerkrieg“ vorgab, so war Hermlin jenem Staatswesen verknüpft, das als Diktatur der Opfer genauer bezeichnet ist als mit allen Bestimmungen, die es sich selbst beilegte. Daß jene Würdenträger, die sich zu Jüngers Geburtstagen einzustellen pflegten, bei Hermlin doch wenigstens einmal einen Veilchenstrauß abgeben sollten, bemerkte Gustav Seibt vor einigen Jahren in der *Frankfurter Allgemeinen*; ob sie es getan haben? Die exponierte Lage, in der ich ihn zuletzt erblickte, war nicht protokollarisch bestimmt; sie hatte sich wie von selbst ergeben. Da saß er – es war im November 1996 – in einem bronzebeschlagenen Biedermeiersessel im Hauptsalon des Präsidentschlosses *Bellevue* mitten im Trubel eines Literaturempfangs und hielt – nein, nicht Hof, sondern Gespräch. Man drängte sich zu ihm, dem Gebrechlich-Aufrechten, er empfing und konversierte. Es war eine stimmige Szene, hauptstädtisch ihrem Wesen nach; nach einem Leseabend, bei dem Walter Jens und Vicco v. Bülow das Verhältnis zwischen Voltaire und dem König von Preußen ins Licht gesetzt hatten, wurde der aristokratische Literat, der auf seine Weise ein persönliches Verhältnis zur monarchischen Macht aufrechterhalten hatte, als eine Hauptgestalt kenntlich.

Träumerische Theaterpoeten sinnieren derzeit, vom Raunen des Erstaunens umrauscht, über die Wiederkunft der Könige. Hermlin hat diese Wiederkehr, mit vielen Verzweiflungen und gelegentlichen Genugtuungen, gelebt; als ein Erzengel der Literatur wachte er an den Stufen des Thrones. Werk und Person sind dabei unlösbar miteinander verbunden. Sie zeigen einen Preisgegebenen, der sich an die Kunst hielt, einen Glaubensbedürftigen, der sich als erfahrungsfähig erwies, einen Dichtergeist, bei dem Umgürtung und Sich-Öffnen jene Einheit bildeten, die die einzig relevante ist: die der Widersprüche. Einem Blick, der die Prägnanz der Gestalt mit der Unwandelbarkeit ihrer Anschauungen verwechselt, mochte er, der schon 1968, nach einem desolaten Gespräch mit Honecker, die sozialistische Sache als verloren erkannt hatte und 1991 erwog, der evangelischen Kirche beizutreten, welcher gewiß auch sein Vater angehört hatte, als der letzte Kommunist erscheinen, was immer das sein mag. Seiner konsternierten Partei gab er sich in zugespitzter Lage als etwas ganz anderes zu erkennen: als ein spätbürgerlicher Schriftsteller. Im Sozialismus, der dem Einzelgänger eine Zeitlang die Illusion der Gemeinsamkeit gegeben hatte, sah er, mehr als alles andere, einen politisch-ökonomischen Versuch, die bürgerliche Kultur vor ihrer Zerstörung durch die bürgerliche Ökonomie zu retten. Er hinterläßt uns das Problem wie ein Erbe.

Friedrich Dieckmann, *Sinn und Form*, Heft 3, Mai/Juni 1997